

Aus Tränensaar.

Novelle von Gertrud Krampe. (Nachdruck verboten.)

Frau Hermine Döhler hatte den Depeschenboten durch den Vorgarten kommen sehen, aber sie fand nicht den Mut, ihm entgegenzugehen. Nicht den Mut und nicht die Kraft. Sie fühlte, da nahte wieder ein Unheil. — Ganz gewiß war ihr das. Seit Jahr und Tag kam ja schon nichts anderes mehr in ihr Haus, als Kummer und Leid und Sorgen. — Frau Hermine senkte müde den Kopf.

Sorgen — ja, auch die hatten den Weg nun zu ihr gefunden. Da half kein Blindundtaubstellen mehr. Immer näher und näher war das graue Gespenst gerückt. Vielleicht tauerte es jetzt schon da draußen auf ihrer Schwelle und wartete auf den Augenblick, wo es zu ihr hineinschlüpfen konnte.

Ein Frösteln riefelte Frau Hermine plötzlich über den Rücken.

Es hatte geklopft. Leise und schüchtern nur, aber an ihren gespannten Nerven riß jeder Laut.

„Eine Depesche, Frau Döhler!“

Das junge Aufwartemädchen kam auf den Zehenspitzen herein. Zwischen Daumen und Zeigefinger trug sie vorsichtig das Telegramm. „Soll ich das Licht andrehen, Frau Döhler?“

„Nein, danke, Berta! Es ist so fast noch hell.“

Frau Hermine wartete, bis die blauen, neugierigen Augen des Mädchens von ihr abließen und die Tür sich wieder geschlossen hatte, dann erst stand sie auf und trat langsam, fast ein wenig schwerfällig, näher zum Fenster. — Das Zwielflicht mochte dann aber doch wohl nicht zum Entzif-

fern der Schrift genügen, denn Frau Hermine haftete plötzlich, mit tastend vorgestreckten Händen, nach der gegenüberliegenden Zimmerwand und ließ das elektrische Licht aufflammen. Alle Birnen auf einmal. Hell wollte sie es haben. Ganz hell. Das Licht mußte ja doch den Spuk vertreiben. Denn ein Spuk, ein wirrer, irrer Traum narrete sie doch nur.

Scheu-ängstlich streifte Hermine Döhlers Blick das Blatt in ihrer Hand. Standen die Worte wirklich noch immer da? — „Ihr Herr Gemahl soeben mit anderen Austauschverwundeten hier eingetroffen. Weiterreise erfolgt tunlichst bald. Glückauf!“

Schwester Ingeborg.“

Ein heiseres Aufschluchzen entrang sich Frau Hermine's Brust. Grenzenlose Fassungslosigkeit sprach aus ihrer Haltung.

„Herrgott, nein! Die Toten stehen doch nicht auf.“

Über ein Jahr war es nun schon her, daß sie die letzte Nachricht von ihrem Mann empfangen, und der Name Ernst Joachim Döhler auf der Verlustliste unter den als „vermißt“ Bezeichneten gestanden. Über seinen Verbleib hatte niemand etwas erfunden können. Wenigstens nichts Bestimmtes. Die Aussagen der Kameraden gingen zu weit auseinander. — Bei den mörderischen Nachtgefechten, die gerade damals besonders erbittert im Vogesenwald tobten, bei der Wildheit und Unübersiehbarkeit des dortigen Geländes, war es ja schließlich auch ein Ding der Unmöglichkeit, die Spur eines einzelnen zu verfolgen. Daß Ernst Joachim gefallen, darüber war sie ja selbst längst nicht mehr im Zweifel gewesen. Nur über seinen Tod, über die Art seines Sterbens, hätte sie so gern etwas Näheres erfahren. Diese Ungewissheit hatte sie



Letzter Schnee. Von H. C. Günther.

namenlos genannt, sie nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Und nun lebte er? ... Ernst Joachim lebte! ... Und Schwester Ingeborg rief ihr zu: „Widau!“

Es war doch schwer, sich in den Wechsel zu finden. Frau Hermine zog einen der Lederstühle weiter vom Tisch ab und ließ sich matt darauf nieder. Ihre Knie zitterten noch immer, und ihre Hände waren eiskalt. Mühte die Freude sie nicht endlich erwärmen? Aberhaupt — warum wollte die Starchheit nicht von ihr weichen? Warum kam die innere Erlösung, der Jubel nicht zum Durchbruch bei ihr? Für den vermeintlich Toten hatte sie so viele, so heiße Tränen oft gehabt — und jetzt — jetzt bei seiner Wiedertehr blieben ihre Augen trocken? ...

Frau Hermine presste beide Handflächen gegen ihre Stirn. In der langen Zeit des Hartens und Wartens, des Hoffens und Bagens war ihr nie so elend zumute gewesen, wie in dieser Stunde. Das Unnatürliche ihres Empfindens bereitete ihr selbst Pein. Aber so angestrengt sie auch in sich hineinkämpfte, da quoll kein Ton aus ihrem Herzen heraus, der auf eine tiefere Freude schließen ließ. Ganz stumm blieb es in ihr.

Die Hände sanken Frau Hermine wie gelähmt in den Schoß. Ihre schwächliche Gestalt sank noch ein wenig mehr in sich zusammen. Sie hätte sich vor sich selbst verdecken mögen, so sehr schämte sie sich ihrer Erkenntnis. — Herzlos schalt sie sich, undankbar und schlecht. Verächtlich kam sie sich vor. — Tausende von Frauen würden freudig ihr Herzblut hingeben — sagte sie sich — wenn sie damit die Wiedertehr ihres Mannes erkaufen könnten, und sie saß hier und krampfte die Hände ineinander, als habe ein Unglück sie betroffen. —

Andere Frauen — ja — aber das waren dann auch glückliche Frauen gewesen. Dazu hatte sie sich nie zählen dürfen. Ein kurzer Liebesrausch von wenigen Monaten — danach die furchtbare Ernüchterung, die Herzensstränpfe, die Ode und Leere und all das Niederdrückende, Jammervollende einer glücklosen Ehe — dazu viel Krankheit, viel stilles Leiden und Dulden — das war ihr Frauenlos gewesen. — Wahrlich, kein beneidenswertes! —

Gewiß, sie hatte in diesem letzten Jahr so manches milder beurteilen gelernt. Selbst Ernst Joachims Fehler und Schwächen — so namenlos sie einst darunter gelitten — hatten allmählich in ihrer Erinnerung ihre Härten verloren. Der Schleier des Vergessens war leise darüber gefallen. Wenn sie zuletzt an ihn gedacht, waren nur die Lichtseiten seines Wesens in ihrem Gedächtnis aufgelebt, alles andere war verwischt und vergessen gewesen. Scheinbar nur. Das fühlte sie jetzt. Die alten Narben brannten noch. Sie würden von neuem wieder aufbrechen und bluten, wenn alles wieder war — wie einst. —

Hermine Döhler sprang von ihrem Sitz auf und wanderte im Zimmer auf und nieder. Immer vom Fenster zur Tür und umgekehrt. Und immer genau auf demselben Teppichstreifen, auch im gleichen Schrittmäß. Wie eine Nachtwandlerin ging sie. Aber nicht mit geschlossenen, sondern mit groß und weit aufgeschlagenen Augen. Augen, die Hochglanz hatten und viel dunkler erschienen, als sie in Wirklichkeit waren. Die Furcht vor der Wiedertehr des „Einst“ brannte in ihnen. —

Frau Hermine dachte an alle die Seelenopfer und Herzensqualen ihrer vierjährigen Ehe, und ein schmerzhaftes Gefühl presste ihr die Brust zusammen. Sollte sich das alles nun wiederholen, sollte sie wieder zittern vor den üblen Launen ihres Mannes, seinem aufbrausenden Sinn, seinen Rücksichtslosigkeiten? Wieder ständig in Angst leben, ob sie ihn nicht reizte durch irgendein Wort, einen Blick, durch ihre Gegenwart überhaupt? Nein! Tausendmal nein! Das konnte sie nicht. Das ertrug sie nicht zum zweitenmal. Sie hatte sich jetzt, in der Ruhe, losgelöst von dem Zwang, den seine Persönlichkeit stets auf sie ausgeübt, doch endlich auf sich selbst besonnen. Auf ihre Frauenwürde und was sie ihr schuldig war. — Wachte Ernst Joachims Liebe auch für sie erloschen sein — vielleicht hatte diese Liebe überhaupt nur in ihrer Einbildung gelebt — gleichviel — seine Achtung durfte er ihr nicht entziehen, denn sie hatte sie sich, wesentlich, nie verscherzt. — Wenn sie ihm sonst Enttäuschung bereitet — so lag das nicht in ihrer Schuld. —

Frau Hermine entsann sich, daß ihr Mann ihr einmal, in einer unguten Stunde, zugerufen: „Wenn ich gewußt hätte, daß du solch Jammerlappen werden würdest, Hermine — weiß Gott! dann hätte ich es mir doch zehnmal überlegt, ehe ich mir solch Joch aufgeladen.“ —

Und da waren sie knapp erst ein Jahr verheiratet und sie von schwerer Krankheit gerade genesen! Möglich, daß die Worte damals nicht so böse gemeint waren, wie sie klangen, aber sie hatte lange unter ihrem Eindrud gestanden. Besonders, da ihre Gesundheit sich durchaus nicht wieder kräftigen wollte, und sie in der Tat viel Schonung beanspruchte.

Hermine sah ja ein, es war für einen Mann wie Joachim, der bis dahin ein völlig ungebundenes Künstlerleben geführt, eine

harte Weidungsprobe gewesen. Bei seiner Körperkraft und unverwundlichen Gesundheit fehlte ihm eben jedes Verständnis für krankhafte Hartheit und Schwäche. Er besaß eine Art Vering-schätzung dafür, nahm alles ohne weiteres für „Launen“ und zickte sie tadelnd der „Willenlosigkeit“. Er machte ihr schließlich sogar den Vorwurf — sie behindere ihn im Schaffen! Er könne nicht lebenslang „Krankenwärterdienste“ bei ihr üben. Ein Künstler brauche „Leben und Trost“ um sich. Sie aber, mit ihrer ewigen Leidensmiene — „grabe sich und ihm das Grab“. —

Nun, Ernst Joachim hatte ja dann auch seine Lebensführung ganz nach seinem Geschmack eingerichtet! Und er konnte sich nicht beklagen, daß sie ihm je wieder hinderlich gewesen. Sie hatte weder seinen Wegen nachgespürt, noch ihm Eifersucht gezeigt, wenn sie ihn auch, oft Wochen hindurch, kaum flüchtig zu sehen bekommen. Sie wußte ja längst, daß er weniger in seiner Bildhauereiwerkstatt als bei seinen Kollegen und guten Freunden in der Stadt zu finden gewesen. — Es war bitter für eine Frau, wenn sie von Fremden hören mußte, welch ein „liebenswürdiger, heiterer Gesellschafter“ ihr Gatte sei, während sie selbst dabei nur seine rauhen Seiten zu spüren bekam. — Viel heimliche Tränen waren da geflossen, aber mit keinem Wort, keinem Blick, hatte sie Joachim verraten, welche Kämpfe sie heimlich, hier in ihrer Einsamkeit, mit ihrem Herzen ausgefochten. — Eins wenigstens hatte sie doch damit erreicht, der Frieden ihres Hauses wurde — wenn auch nur äußerlich — nun nicht mehr so oft gestört. — Ihre Kränklichkeit entschuldigte ja zudem ihr Fernbleiben von allen Veranstaltungen und schloß auch jede Geselligkeit im eigenen Heim aus. Den wenigen, denen sie einen Einblick in ihr häusliches Leben gestattete, zeigten sie sich stets nur als „Muster-ehepaar“. Eine Komödie, die sie im Grund ihres Herzens verabscheute. — Es mochten ja aber viele solche Ehen führen und sich ganz glücklich dabei fühlen. Wer wußte denn, ob sie sich nicht auch noch zu einer Art Zufriedenheit durchgerungen, wenn nicht plötzlich der Krieg ausgebrochen wäre, der jedem Wunsch und Ziel mit einem Schlage ein Ende gesetzt. —

Was galt da noch das Einzelleben eines Menschen, seine Not, sein Leid? — Mit Urgewalt hatte es alle Herzen auf einmal gepackt, daß sie des eigenen kleinen Ichs vergaßen, es größerem, heiligerem opferten. Keiner hatte gezögert, sich als Glied einzufügen zu lassen in die Kette, die sich, in treue festgeschmiedet, fast im Umsehen, rund um die bedrohten Grenzen des Vaterlandes geschlungen — Deutschlands Schutz- und Trutskette! — Auch Ernst Joachim hatte sich damals sofort freiwillig gemeldet. Nicht ohne Stolz dachte Frau Hermine jedesmal daran, wie sie denn auch die Abschiedsstunde nie vergessen konnte. —

Es war ja bei ihnen kein Vorstoßen der Herzen gewesen. Ganz gewiß nicht. Aber sie konnte, trotz allem, nicht fortkommen. Aber das Gefühl, als hätten sie in dieser letzten Stunde mehr versäumt, als in den vorausgegangenen vier Ehejahren. — Jedesmal, wenn Frau Hermine sich jenen Abschied vergegenwärtigte — wie jetzt wieder — dann sah sie ihren Mann hier vor sich stehen, in seinem schlichten Soldatenrod, schlank und doch stattlich, die streng-gezeichneten, schönen Züge wie durchwärmt und durchleuchtet von dem Ernst der Stunde. —

So — wenn auch in anderem Gewand — hatte sie Joachim nur zweimal vorher in ihrem Leben gesehen. An ihrem Verlobungstage — und später noch einmal — vor dem Altar. ... Und jedesmal hatte sie Trugschlüsse daraus gezogen, zu ihrem eigenen Leid. — Davor aber wollte sie sich ein drittes Mal bewahren und darum hatte sie sich in dieser letzten Stunde hart gemacht.

Leicht — nein, Hermine wollte sich nicht belügen, — leicht war es ihr nicht geworden. — Als Joachims Blick zum letztenmal in dem ihren gebrannt, als dann seine Rechte ihre Hand gepreßt, als wollte er sie nimmer wieder freigeben, da hatte sie doch Mühe gehabt, Fassung und Haltung nicht zu verlieren. Viel fehlte jedenfalls damals nicht, dann wäre sie ihm an die Brust gestürzt und hätte ihm alles, alles verziehen, was sie um ihn gelitten. Seine lähl-spöttische Stimme hatte sie gerade noch rechtzeitig zur Besinnung gebracht. —

„Du bist doch wirklich eine verständige Frau, Hermine.“ — Die Worte hörte sie immer noch. — „Wozu sollten wir beide uns auch in eine künstliche Abschiedsstimmung versetzen? Ich ziehe freudig in den Kampf. Er bedeutet in gewissem Sinne eine persönliche Erlösung für mich. Von dir aber kann ich nicht verlangen, daß du mir nachtrauerst, denn ich habe ja längst aufgehört, dir etwas zu sein.“ —

Tiefverlekt von der gleichgültigen Art, wie er diese Tatsache feststellte, hatte sie geschwiegen. War es nicht Torheit, daß sie nun nachträglich eine tiefgehende Enttäuschung heraushören wollte? —

Frau Hermine seufzte. Sie war auf ihrer ruhelosen Wanderung wieder am Fenster angelangt und nun stockte ihr Fuß. Sie fühlte plötzlich das Bedürfnis nach frischer Luft. Einmal tief

habe und sah aus wieher die alten Freunde sein, denn ich glaube an dich trotz alledem, was auch vorgefallen ist!"

Sie lagen sich in den Armen und alles, alles war vergessen. Der Freund half dem Freunde und so wurde aus dem Schwachen, Verzagten wieder ein braver Mann, der nun erst den ganzen Ernst des Lebens kennen gelernt, der aber aus dieser Erfahrung seine Nutzenwendung gezogen hat und nun ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft geworden ist.

Lebenswege.

In einem Kaffeehause in London kamen täglich in der Mittagsstunde zwei Kaufleute zusammen. Sie tranken ihren Kaffee, plauderten über Politik und Handel und ihre häuslichen Angelegenheiten. Eines Tages kam ein Kaufmannsjunge an ihren Tisch. Sein Glanz machte ihn demütig und seine einnehmende Miene erträglich. Mit dieser zweifachen Empfehlung bot der arme Junge den beiden Herren seine Dienste an. Allein sie wiesen ihn barsch ab. Der Junge, solche unfreundliche Aufnahme gewohnt, schlich leise wieder fort.

Kaum war er weggegangen, als der eine Kaufmann nachdenklich wurde. Er wußte, daß man diesen armen Knaben mit einem Groschen hätte befriedigen können, und jetzt machte ihm seine Härte Kummer. „Wie wäre es,“ sagte er zu seinem Freunde, „wenn wir einmal ein gutes Werk täten und einen elenden Menschen glücklich machten? Wollen wir den armen Schelm zurückrufen lassen?“

„Ich bin es herzlich gern zufrieden,“ sprach der andere, „bin ich doch in meiner Jugend selbst einmal durch einen Unbekannten von beträchtlichen Spielschulden und Gewissensbissen befreit worden.“

Sie ließen also den Burschen zurückrufen. „Armer Schelm,“ sagte der eine Kaufmann, „wünschtest du wohl deine elende Lebensweise los zu sein?“

„Warum nicht?“ antwortete der Junge; „aber dabei nützt mich wohl das Wünschen nichts.“

„Mut gefaßt, Junge, du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden!“

„Es beliebt Ihnen zu scherzen, meine Herren! Aber haben Sie die Güte und geben Sie mir nur etwas Weniges, um meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag und ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Ach,“ seufzte er, und hier traten ihm die Tränen in die Augen, „ich hatte auch einen liebevollen, wohlthätigen Vater, der manchem Elenden aus der Not half, aber er starb leider viel zu frühe für mich.“

Die edle Offenherzigkeit dieses jungen Menschen, die allemal der bedrängten Unschuld eigen ist, machte ihn bei diesen Herren liebenswürdig. „Gut,“ sagte der eine Kaufmann, „du sollst von jedem von uns hundert Pfund Sterling haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken, du sollst bei uns die Handelswissenschaft erlernen und hernach dein Kapital mit den Zinsen auf eine dir beliebige Art nützen.“

Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen; sie hielten auch ihr Versprechen redlich, und der junge Mensch führte sich so auf, daß sie Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu sein. Nach Verlauf von sechs Jahren kaufte man ihm einen kleinen Laden, in welchem er auf eine so glückliche Art handelte, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog und dort große Handelsgeschäfte machte. So glücklich er war, vergaß er doch nie den armseligen und elenden Zustand, in welchem er sich zuvor befunden, und versäumte ebensowenig die Pflicht, Bedrängten beizustehen. Es war vielmehr sein beständiges Bestreben, andere Menschen glücklich zu machen und das Gute, das er von anderen empfangen hatte, wieder auf Hilfsbedürftige zurückfließen zu lassen.

Eines Tages fand er einen alten Kalender, der seinem verstorbenen Vater zugehörte und in den dieser verschiedene Wertwürdigkeiten seines Lebens eingeschrieben hatte. Er las unter andern darin auch die Nachricht: „Den 19. März 1698 habe ich einen jungen Menschen A. G., der mir seine dringende Not klagte, mit 20 Pfund Sterling von seinem gänzlichen Untergange gerettet und zur Tugend zurückgebracht.“

Wie erichral nicht unser glücklicher Mann, da der hier angeführte Name gerade der Name desjenigen Kaufmannes war, der ihn selbst in dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte. Er schrieb sogleich an ihn und machte ihm diese Entdeckung bekannt. Er bot ihm zugleich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könne. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch den Freund des Kaufmannes die Nachricht, daß sein großmütiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe eingegangen wäre. Er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wußte aber den Ort dessen Aufenthalts nicht zu entdecken.

Diese Nachricht beunruhigte den guten Mann nicht wenig, er suchte unterdessen seine Unruhe einigermaßen dadurch zu lindern, daß er nolleidende Hausarme durch seine Wohlthaten ganz im stillen unterstützte. Eine andere Nachricht aber machte ihm anfangs viele Sorgen. Seine Tochter und einziges Kind, Miß Sara, war mit einem benachbarten Handlungsgehilfen in Bekanntschaft gekommen und hatte sich mit demselben, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie wollte sich auch durch keine Vorstellungen von demselben trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüt führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, so daß endlich der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um ihn kennen zu lernen, den Zutritt in sein Haus gestattete.

Der Bräutigam kam und tat alles, um dem Vater sich geneigt zu machen. Er wird um seinen Namen und seine Eltern gefragt und — wie erstaunte der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bei einem Kaufmann die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte, der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war. Nun stand der glückliche Vater seinen Augenblick an, in die Heirat der Verlobten mit Freuden einzuwilligen, und bald darauf überließ er seinem geliebten Schwiegersohn sein Vermögen und seine weitläufige Handlung.

„O lerne stark das große Los ertragen,

Womit der Kampf des Schicksals dich geehrt.

Bald wird dein Herz mit kühnem Stolz dir sagen:

Du warst des Kampfes, du bist der Palme wert.“

Unmögliche Porträtierung.

Ein indischer Radschah besuchte das Atelier des berühmten Porträtmalers Gabriel Rossotti. Er interessierte sich namentlich für die Bilder der großen Helden des Alterthums, Alexanders, Cäsars, Hannibals und vieler anderen, die vor allem Rossottis Ruhm begründet hatten. Zum Schluß sagte er zu dem Künstler: „Ihre Bilder gefallen mir, ich möchte Sie bitten, das Porträt meines Vaters zu malen.“

„Mit Vergnügen,“ antwortete der geschmeichelte Künstler. „Ihr Herr Vater befindet sich doch wohl zurzeit mit Ihnen hier am Orte?“

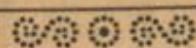
„Mein Vater ist tot.“

„Aber Sie haben ein Bild oder eine Photographie von ihm mitgebracht?“

„Das nicht,“ bemerkte der Indier ruhig. „Ich besitze eben kein Bild von ihm, darum möchte ich es von Ihnen malen lassen.“ „Aber wie könnte ich das, wenn ich kein Bild von ihm als Vorlage bekommen kann und ihn noch nie gesehen habe? So etwas von Porträtierung gibt es nicht“, erklärte Rossotti.

Ganz verblüfft schaute der Radschah ihn an. „Wie soll ich das verstehen?“ erkundigte er sich. „Meinen Vater können Sie nicht porträtieren, weil Sie ihn nicht gesehen haben, und hier hängt doch Ihr Atelier voll von den Porträts eines Hannibal, eines Cäsar und anderer längst verstorbener Leute, die Sie ebenso wenig gesehen haben?“

Der Vater mochte sich bemühen soviel er wollte, ihm den Unterschied zwischen diesen zwei Arten von Porträts klarzumachen, sein vornehmer Besucher konnte ihn nicht begreifen. Kopfschüttelnd und sehr enttäuscht ging er von dannen. C. D.

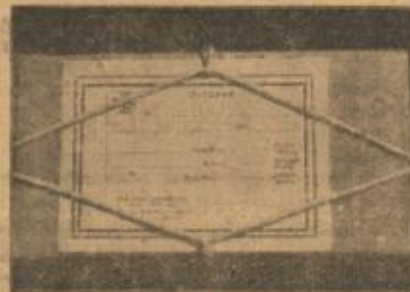


Fürs Haus



Praktische Verschnürung von Feldpostsendungen.

Wer hätte nicht schon aus Sparamleits- und anderen Gründen postfertig verschnürte Feldpostpäckchen heimgebracht, denen er nur noch die Adresse des Empfängers aufschreiben wollte, und wer hätte bei diesem Versuch nicht schon oft ärgerlich die immer am Bindfaden störende Feder beiseite geworfen und ungeduldig die Schnur wieder abgerissen! Ein Ersparen dieser Arbeitsvergeudung erzielt man durch folgende einfache Methode. Die Schnur wird in doppelter Lage um die Längsrichtung des Päckchens gelegt, auf der Rückseite durch die Schlinge gesteckt und fest angezogen. Nun legt man je einen Faden quer um das Paket, fast je eine der oben liegenden Schnüre mit jedem dieser Fäden und zieht scharf nach hinten an. Im Mittelpunkt der Rückseite werden diese Schnüre mittels Durchziehen verflochten, und das Kunststück ist fertig. Wie aus der Abbildung ersicht-



lich, bleibt die aufgeschobene Kasse von jedem hindernden Hindernis frei und kann mühelos mit Rasten und so weiter versehen werden. Eine solche Verschönerung für Geschenkpäckchen, in hübschem Seidenband ausgeführt, oben und unten mit flatter Schleife versehen, bildet auch neben ihrem praktischen Hauptzweck einen herrlichen Aufwuch.

Unsere Bilder

Schwedische Note-Arenz-Schwefel von dem schwedischen Lazarett-Schiff „Neolus“, das kürzlich seine 150. Reise zwischen Schweden und Treleborg machte. Auf diesen Fahrten wurden über 35000 kriegsuntauglich gewordene Austauschverwundete nach ihrer Heimat befördert. Dies schwedische Wüten im Dienste der Menschlichkeit verdient nicht weniger Anerkennung als das große Liebeswerk der Schweiz.

Andreas Kettner aus Niedenburg. Ein Bayer, der aus der französischen Gefangenschaft entflohen und an die deutsche Front zurückkehrte, wofür er vom Kronprinzen zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet wurde.

Allerlei

Abwehr. Ein dider Student ist in großen Prüfungsnoten und weiß so wenig auf die Fragen zu antworten, daß schließlich der Professor zu ihm sagt: „Wirklich, Jinken, Sie sind besser genährt als unterrichtet.“ — „Das ist richtig“, leuchtet der Student schmerzlich, „Sie unterrichten mich — ich ernähre mich selbst.“

Die Langlebigen. Die Bulgaren, die jetzt im Weltkriege eine bedeutende Rolle spielen, erreichen unter den Bewohnern Europas das höchste Alter, so daß sie im allgemeinen als die „Hundert-jährigen“ bezeichnet werden können. Besonders alt werden die bulgarischen Bauern. — Vielfach ist man der Meinung, daß ihnen der reichliche Genuß ihres Nationalgetränks, des Joghurt, ein hohes Alter verbürgt. Das ist aber nicht der Fall. Denn fast aller Joghurt wird von den Bauern und Hirten in die Städte gebracht. Das Geheimnis des hohen Alters der Bulgaren soll nach neueren Forschungen in der gemäßigten Kost, den vielen religiösen Fasttagen, der einfachen, aber geordneten Lebensweise und ihrer Sittenreinheit liegen.

Ein gesundheitlicher Rat Wrangels. Der preussische Feldmarschall Wrangel hatte einmal in einer Provinzialstadt auf der Reise übernachtet und stand morgens an offenen Fenster seines Hotelzimmers, um sich das Treiben auf dem Wochenmarkt mit anzusehen. Da rannte ein Mann vorüber, dem man auf hundert Schritte Entfernung den Barbier ansah. „Heda, Sie“, rief der weise alte Herr ihm zu, „haben Sie nicht ein Viertelschändchen Zeit übrig?“ — „Ei ja freilich“, antwortete ihm der überreife Hebenbleibend, denn der Fremde war offenbar noch nicht rasiert, und so witterte er in ihm einen neuen Kunden. Der aber winkte lachend ab und sagte: „Ich wollte Ihnen nur den guten Rat geben, ein bißchen langsamer zu gehen, Sie laufen sich ja die Schwindel an den Hals.“ Da rannte der andere ärgerlich und mit verdoppelter Eile weiter auf seiner Wegentour. Der alte Haubegen aber, der ihm nachblickte, bemerkte mit Wohlgefallen, daß er nach kurzer Frist dennoch seine Schritte bedeutend verlangsamte. „Die Lection wirkt nach“, sprach er laut vor sich hin.

101 Salutschüsse. Wie kommt es, daß nicht hundert Salutschüsse, sondern hundertundnein abgegeben werden? Der Gebrauch ist auf folgenden Anlaß zurückzuführen. Als Kaiser Maximilian von einem siegreichen Feldzuge nach Deutschland zurückkehrte, wurde er in jeder Stadt, die er berührte, mit begeistertem und möglichst lärmendem Willkommen begrüßt. In Augsburg befehlen Bürgermeister und Rat ein militärisches Salut-schießen, und zwar sollten hundert Schüsse abgegeben werden. Der Offizier, der dies Schießen zu leiten hatte, war aber beim Abzählen ein wenig nervös geworden und fühlte sich nicht ganz sicher darüber, ob auch wirklich die Hundert erreicht sei. Um des Guten eher ein wenig zu viel als zu wenig zu tun, ließ er also zum Schluß noch eine Salve abgeben. Nun waren es aber tatsächlich schon 101 gewesen, und die Bürger von Augsburg sowie die in den Mauern der Stadt anwesenden Abgesandten von Nürnberg hatten genau mitgezählt. Als der 101. Schuß ertönte, wußte doch niemand, daß er nur abgegeben wurde, weil der diensthabende Offizier ganz sicher gehen wollte; man hielt es vielmehr für einen Ausdruck ganz besonderer Ergebenheit gegen den geliebten Kaiser. Um nun in der Beziehung nicht hinter Augsburg zurückzufallen und etwa für weniger loyal angesehen zu werden, nahm Nürnberg die Neuerung auf und begrüßte auch seinerseits Maximilian bei seinem Einzuge mit 101 Schüssen. Auf diese Weise wurden die andern Städte veranlaßt, gleichfalls mit Augsburg und Nürnberg zu wetteifern, und so wurden die 101 Salutschüsse zum stehenden Brauch erhoben. C. D.



„Haben Sie ihn gehört? Er trinkt seinen Alkohol, weil er länger leben will!“
„Da mußt ich doch wissen, wenn er kein Bier oder kein Wein trinkt, warum der arme Tropf dann auch noch länger leben bleiben will!“

Dann wird die Lauge abgegossen und als Waschwasser benutzt. Gelblichgelbe Stoffe werden nach dem Waschen noch in klarem Wasser abgspült, dunkle mit verdünnter Panamalaug nochmals behandelt. Die Wäsche ist noch ziemlich feucht mit heißem Bügeleisen auf der linken Seite zu bügeln.

Scharade.

Die Erste nennt ein großes Tier.
Im Walde zeigt die Zweite sich dir;
Wer unter harter Arbeit köhnt,
Das Ganze, ach, so gern erleb't.
Fritz Guggenberger.

Synonym.

Der Tag und dem Feind ist es verbunden,
An was ich 'ne Stütze gar oft gefunden.
Fritz Guggenberger.

Worterrätsel.

da, de, en, freg, gen, ger, ka,
ka, ja, mai, na, no, re, ri, ri,
stun, su, us, za, zi.

Aus diesen zwanzig Silben sind zehn dreisilbige Wörter zu bilden, bei denen die Anfangsilbe jedes Wortes mit der Endsilbe des vorhergehenden übereinstimmt. Man benutze daher zehn von obigen Silben doppelt. Die Wörter bezeichnen: 1) Vertikonia, 2) Nebenfluß des Rheins, 3) Titel einer Oper Wagners, 4) Insekt, 5) Gemäldetitel, 6) Stadt in Ostpreußen, 7) Stadt in Holland, 8) Schlachtort aus den Napoleonischen Kriegen, 9) Britisch-westindische Insel, 10) Britisches Dominium.
W. Spangenberg.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Besser freundlich vertragen, als unfreundlich gewahren.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Gemeinnütziges

Zur Fettersparnis. Statt Pfannkuchen zu backen kann man mit ganz dem gleichen Zeig Waffeln bereiten, die, mit Obst gegessen, besonders den Kindern herrlich munden. Ebenso kann man den Pfannkuchenteig etwas dünner mit Wasser bereiten, die Pfanne nur mit einer Speckschwarte ausreiben und ganz dünne Pfannkuchen oder Fläblein bereiten und dieselben mit Marmelade oder Apfelsinensauce füllen und mit Zucker bestreuen.

Das Weiten der Saatkartoffeln ist nicht nur unschädlich, sondern eher von Vorteil. Es sollten alle Saatkartoffeln vor dem Auslegen in einen hellen und luftigen Raum gebracht werden, um etwa 14 Tage lang abzuweichen. Derartig behandelte Kartoffeln keimen gleichmäßiger und kräftiger.

Rosenstämme sollen nicht zu lange unter der Winterbedeckung liegen, da sie oft zeitig austreiben und bei zu spätem Abdecken vieler Triebe verlustig gehen. Man bedeckt zeitig ab und lasse die Kronen nieder liegen. Auch mit dem Schneiden warte man nicht länger als bis Anfang April.

Gurken im Mistbeet soll man nicht unnötig viel schneiden. Wenn sich die Pflanzen von selbst verzweigen, ist jeder Schnitt überflüssig; erfolgt dies nicht, so nimmt man die Hauptranken auf 5–6 Blätter zurück, ehe sie sehr in die Länge gewachsen sind.

Die Gans legt etwa 15 Eier, bevor sich die Brutzeit bei ihr einstellt. Nimmt der Hühner ihr die Eier regelmäßig weg, so legt sie mitunter noch einmal so viel. Die ersten Eier mögen dann durch brütige Hennen erbrütet werden. Cochins oder Brahmata kann man 4 oder 5 unterlegen.

Der Blattfall an Naleen und Myrten ist eine Folge zu großer Trockenheit oder zu warmen Standes. Um das Trockenwerden des Ballens zu verhindern, stelle man die Pflanzen zeitweise in einen Eimer mit Wasser, aber nicht erst dann, wenn die Blätter bereits fallen. Vorbeugen ist hier das Beste.

Panamarinde ist zum Waschen seidenen Stoffe zu empfehlen, weil diese hierdurch einen besonders schönen Glanz erhalten. Ein Teil Rinde wird mit 10 Teilen Wasser übergossen und die Mischung bleibt 24 Stunden unter beständigem Umrühren stehen.

Auflösung.

D	O	S	E
U	R	A	L
S	A	A	L
E	N	T	E

Anagramm.

Ich leb' als Raub- und Nordgesele
In toller Schlacht im Waldrevier.
Wißt du den Reichen andere Stelle,
Werd ich zu einem Federleier.
Julius Fald.

Worträtsel.

	Rie	Geb	er	durch	
Geb	nicht	den	Hert	ne	bei
Schnee	tes	maße	nem	Steu	nicht
Jur	ob	und	fort	aus	ob
Geist	und	Gau	Geb	Stad	ne
See	ne	ob	le		

Julius Fald.

Frei war von jeher ein heiterer Knabe gewesen, der niemals etwas recht ernst genommen hatte, er war stets zu allen tollen Streichen bereit, immer aber hatte er bewiesen, daß er ein gutes Herz hatte, und deshalb liebte ihn auch jeder.

Karl hingegen war still, nachdenklich, oft sogar ernst und verschlossen, der Ernst des Lebens hatte ihn schon geprägt, — alles, was er tat, geschah mit Ruhe und Überlegung und eine gewisse Sicherheit trug er schon in seinem Aeußeren zur Schau.

Aber so grundverschieden beide Knaben geartet waren, sie hingen dennoch aneinander in aufrichtiger Liebe, in echter, wahrer Freundschaft, und nie hatte es jemand vermocht, Zwietracht zwischen sie zu bringen, geschweige denn sie einander zu entfremden. Aus den Knaben wurden Jünglinge, die ins Leben hinaustraten.

Frei, der schon während der Schulzeit seine glänzenden Fähigkeiten gezeigt hatte, kam nun auch spielend weiter; nichts gab es, das ihm Schwierigkeiten bereitete und jedes Hindernis nahm er mit der heiteren Miene der Siegesgewißheit. Er schien berufen, Großes im Leben zu leisten, die Zukunft lag vor ihm wie ein sonnenbestrahlter Blumenpfad. Wohin er auch kam, allerorten flogen ihm die Herzen entgegen, denn seinem heiteren Blick, seinem offenerzigen Wesen konnte sich niemand entziehen.

Das gerade Gegenteil war Karl. Langsam nur und mit bienenemäßigem Fleiß gelang es ihm, vorwärts zu kommen, es war, als ob das Vorleben, die kleinen Verhältnisse, in denen er groß geworden war, ihn unbeholfen und schwüchtern gemacht hätten; ihm fehlte das Freie im Blick, das über alle Hemmnisse lächelnd hinweghilft, es hing etwas an seinen Füßen, das ihn lähmte, am schnelleren Vorwärtstommen, es war die Baggartigkeit der Armut, deren Bescheidenheit so leicht für Atrieberei gehalten wird. Das wußte er alles und eben, weil er es wußte, arbeitete er mit all der Fähigkeit, die ihm eigen war, bis auch er — freilich viel später als der Freund — sein Ziel erreicht hatte.

Aus den Jünglingen wurden Männer. Nun standen sie im Leben mitten drin und nun galt es, zu zeigen, was sie leisten konnten. Längst gingen sie nicht mehr gemeinsam denselben Weg, weil jeder andere Interessen zu wahren hatte, aber immer blieb die alte herzliche Freundschaft zwischen ihnen erhalten, und wenn sie sich oft auch in Wochen nicht gesehen hatten, desto freudiger war dann das Wiedersehen, wenn sie sich einmal trafen.

Frei, der glänzend Befähigte, war der Direktor eines großen Bankinstituts geworden und verfügte über ein Einkommen, wie es wenige seiner Altersgenossen aufzuweisen hatten.

Karl war Beamter im Staatsministerium, er bezog zwar kein annähernd so hohes Gehalt wie der Freund, hatte aber eine sichere Stelle, die ihm Gelegenheit zum Vorwärtstommen bot.

Da trat ein Mädchen in den Kreis der Freunde, ein Mädchen aus ihrer Heimat. Marie hieß sie, war jung und schön wie ein duftiger Maitag. Und beide entbrannten in heißer, ehrlicher Liebe zu der schönen Landsmännin. Aber Frei, der gesellschaftlich glatte Lebemann, erhielt den Vorzug. Das gab die Veranlassung zu der ersten Zwistigkeit der beiden Freunde. Karl zog sich zurück.

Frei, in seiner Freude über das neue Glück, dachte jetzt auch gar nicht mehr an den Freund. Schon nach wenigen Wochen führte er Marie als sein Weibchen heim. Auch Karl war zu der Hochzeitsfeier geladen, hatte sich aber mit Krankheit entschuldigt.

Der Verkehr der beiden Jugendfreunde hörte vollständig auf. Man ging einander aus dem Wege, um zu keinem peinlichen Zusammentreffen Veranlassung zu bieten.

Ein halbes Jahr später heiratete auch Karl. Er führte die einzige Tochter seines Vorgesetzten heim, die ihm ein großes Vermögen als Mitgift einbrachte und ihm außerdem die Möglichkeit zu einem schnelleren Vorwärtstommen gab. Von dieser Tatsache erhielt der ehemalige Freund durch eine gedruckte Karte Nachricht, zu der Hochzeitsfeier geladen aber wurde er nicht, da der Schwiegervater Karls, als sehr korrekter Beamter, keinen Verkehr mit dem „Bantmenschen“ wünschte.

Die Freundschaft war aus. Als Frei dies erkannte, weinte er eine heimliche Träne, denn er liebte den alten Freund noch immer, indessen zwang er die Weichheit herunter, — es mußte ertragen werden! Und dann stürzte er sich um so eifriger in den Strudel der Arbeit, um das Weh zu vergessen, das ihm der Freund zugefügt hatte.

Ein paar Jahre vergingen. Die Freunde hatten sich nicht wiedergegesehen. Keiner von beiden suchte eine Gelegenheit dazu. Jeder lebte im Kreise seiner Berufs- und Gesinnungsgenossen. Die Bogen des Lebens gehen hoch und nieder, bald ist das Glücksschifflein des einen oben, bald hat ihn die gähnende Tiefe des Abgrundes verschlungen, wo zahllose Ungeheuer darauf warten, das arme Opfer zu vernichten.

Der Glückstern des einst so beneideten Frei war im Verbleichen. Das allzu große Glück, das ihm Jahre lang treu gewesen war, hatte ihn verblendet, er war verwöhnt, hatte den klaren Blick

für die jeweilige Lage verloren und so erlitt er eine Schlappe nach der anderen; aber anstatt sich in Ruhe zu bestimmen und sich zu einer neuen kühl überdachten Tat zu sammeln, stürzte er sich Hals über Kopf in immer neue und immer waghalsigere Spekulationen, in denen er zuletzt alles auf eine Karte setzte. Es schlug fehl. Er war ruiniert. Und nicht nur das allein, er hatte, um sich aus dieser furchtbaren Notlage zu retten, mit fremdem Eigentum spekuliert, und auch das war nun verloren gegangen — er war ein Verbrecher.

Furchtbar, grauig war das Erwachen aus diesem entsetzlichen Traum. Verzweifelt rannte er umher und suchte nach einem Ausweg. Umsonst, er fand keine Hilfe, so viel er auch nachdachte. Noch ahnte kein Mensch seine furchterliche Tat, aber in wenigen Stunden schon konnte es offenkundig werden. Er sann und sann. Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

„Hilfe! Hilfe! Allmächtiger Gott, so hilf mir doch!“ Bittend und betend sank er nieder aufs Knie.

Plötzlich erinnerte er sich des Freundes. Karl! Er würde ihm helfen! — Wie ein Jauchzen kam das heraus. Sofort eilte er zu dem Freunde, ihm alles offen zu gestehen und seine Hilfe zu erbitten.

Nach Jahren standen sie sich zum ersten Male nun wieder gegenüber. Nicht wie ein vom Leben Überholter, nicht wie ein Gebrochener, sondern wie ein Freund zum Freunde kommt, so trat Frei vor Karl hin; er freute sich offen und ehrlich, nun die Luft überbrückt zu haben, und er rechnete mit voller Bestimmtheit darauf, daß die echte, wahre Freundschaft selbst zu solchem Opfer bereit wäre, wie er es nun erbitten wollte.

Ruhig und freundlich hörte Karl ihn an, nicht mit einer Miene zuckte er, als er Frei's umfassendes, offenes Geständnis vernahm, und als dieser geendet hatte, sagte er mit der ihm im Bureau-dienst eigen gewordenen höflich förmlichen Art: „Lieber Frei, was du mir da bekennt, berührt mich sehr herzlich — ich bedauere dich aufrichtig — helfen aber kann ich dir leider nicht.“

Angstvoll, entsetzt starrte Frei den Freund an. Darauf war er nicht gefaßt gewesen. Die letzte Hilfe versagte. Alles um ihn her begann zu wanken. Es war, als ob der graufige Abgrund des Entsetzens ihn verschlingen müsse. Er schloß einen Augenblick die Augen und hielt sich am Tisch, um nicht umzusinken. Endlich begann er tonlos und zitternd: „Aber Karl, ich weiß, daß du reich, sehr reich bist; wenn du noch ein wenig Vertrauen zu mir hast, dann wirst du mir diese einzige Bitte, die ich an dich richte, nicht versagen können! Glaub' mir nur, Karl, es gibt für mich anders keine Rettung mehr!“

Und wieder antwortete Karl ruhig und korrekt:

„Du irrst dich, Frei, nicht ich bin reich, sondern das Geld gehört meiner Frau, und ich darf ihr nicht zumuten, daß sie mir eine so große Summe opfert; wir haben doch auch unseren Kindern gegenüber Verpflichtungen, nicht wahr?“

Frei schwieg. In atemloser Angst sah er den Freund an. Nun wußte er, daß hier nichts mehr zu hoffen war. Die Freundschaft war aus. Das Leben in seiner brutalen Gewalt hatte alle Bande der ehemaligen Freundschaft zerrissen. Sie waren einander innerlich fremd geworden. Mit kurzem Gruß ging er fort.

Als Karl allein war, hatte er einen Augenblick lang das Gefühl wie Genußtung; um endlich hatte doch das Leben einmal die Rollen gewechselt — der Stolz, der Sieghaste war nun gestürzt, — wieder einmal hatte die Fähigkeit des Fleißes und der Arbeit den Sieg errungen über Glück und bloße Begabung, — aber dies Gefühl hielt nur einen Augenblick vor, dann siegte das Edlere und Bessere in ihm, und er schämte sich der kleinlichen Empfindungen.

Als er bald darauf im Kreise seiner Familie war und seinen Knaben beim Spielen erblickte, da mußte er an seine eigene Jugend zurückdenken, und da kam ihm auch wieder der Gedanke an die enge, herzliche Jugendfreundschaft, die ihn einst mit Frei verbunden hatte, und nun bedauerte er es beinahe schon, daß er den Freund so hatte von sich gehen lassen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Karl saß mit seiner Frau im Gotteshaus und beide lauschten in heiliger Andacht den gehaltvollen Worten des Seelsorgers, die von der unendlichen Liebe des Herrn und Heilandes sprachen, die ein Vorbild für die gesamte Christenheit sein sollte, gleich ihm, der sein alles hergegeben, zu jedem Opfer bereit zu sein, wozu es gälte, dem Nächsten zu helfen; denn also hieß es in der Schrift: „Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch weh getan und vergehet denen, so euch fluchen!“

Und jedes dieser Worte traf Karl wie ein Schlag. Plötzlich war er sehend geworden. Und er sah das entsetzte Gesicht seines Freundes vor sich, als dieser gestern von ihm gegangen war. Tiefe Reue erfaßte ihn, als er an die Verzweiflung seines unglücklichen Freundes dachte.

Raum war der Gottesdienst beendet, als Karl mit dem schnellsten Wagen die Wohnung des Freundes aufsuchte.

Bei seinem Anblick rief er voll aufrichtiger Freude: „Frei, ich komme, um dir zu helfen. Vergib mir, was ich gestern getan

aufstehen, die Brust weiten und dehnen, das würde ihr jetzt gut tun! — Rasch zog sie die Vorhänge zurück und öffnete beide Fensterflügel. Ueberrascht lehnte sie sich hinaus.

Wie taghell das jetzt geworden war, nachdem der Vollmond die Regenvölkchen zerstreut hatte! Und wie wundervoll milde die Luft! Höflich schüßelwarm schlug sie ihr entgegen. Die kahlen Baumwipfel und Sträucher bildeten einen merkwürdigen Gegensatz dazu. — Ein freundlicher Betrug der Natur — diese sommerliche Wärme! Man schrieb ja doch erst Ende Januar.

„Frühling im Winter! Was sagen Sie zu der Ueberraschung, Frau Döhler?“

Hermine war zuerst zusammengeschreckt bei dem unerwarteten Anruf, nun grüßte sie freundlich zurück. — Es war eine der jungen Helferinnen aus dem Lazarett in der Stadt, eine Dame aus der Gesellschaft und frühere Schülerin ihres Mannes. Kurz vor Kriegsausbruch hatte sich Maria Barlen mit einem Kollegen Joachim verlobt und wenige Wochen später schon war der junge Künstler bereits auf dem Felde der Ehre gefallen. Fräulein Barlen gab damals sofort ihr Studium auf und wandte sich dem Pflegerinberuf zu. Sie galt im Lazarett als äußerst tüchtige, pflichttreue Helferin.

Maria Barlen hatte inzwischen mit ein paar schnellen Schritten den kleinen Vorgarten durchquert und stand nun unter Frau Hermine's Fenster. Es lag so niedrig über der Erde, daß sie sich nicht einmal sehr reden brauchte, um die Hand heranzureichen.

„Ich habe meinen Abendspaziergang heute etwas sehr weit ausgedehnt, wie ich eben zu meinem Schreden bemerkte“, erzählte sie. „Gerade wollte ich umkehren, da sah ich Sie, liebe Frau Döhler — und nun muß ich Sie doch wenigstens kurz begrüßen. Schwester Ingeborg hat mir noch vor ihrem Fortgang auf die Seele gebunden, mich öfter einmal nach Ihnen umzusehen und ich hätte es auch ohnedies sicher nicht versäumt, aber im Lazarett gibt's augenblicklich mal wieder Arbeit in Hülle und Fülle, so daß ich morgens oft wie ein Sad auf mein Bett gefallen bin, wenn die Ablösung kam. Und doch habe ich gerade die Nachtwachen am liebsten. Aus reiner Selbstsucht, das können Sie mir glauben. Denn für die armen Schächer, die in ihren Schmerzen liegen, wird ja jede Nacht zu einer Ewigkeit. Aber eben dann kann man ihnen wirklich etwas sein. Und so dankbar sind sie dafür, wenn man sich ein wenig zu ihnen setzt, erzählt und sie tröstet. Die Stunden möchte ich nicht mehr missen. Die haben mich geheilt von meinem eigenen Leid. — Sie sollten auch einmal wieder zu uns kommen, liebe Frau Döhler! Einer von Schwester Ingeborgs Pfleglingen, die ich jetzt mitbetreue, hat neulich schon nach Ihnen gefragt. Und auch nach Ihrem Herrn Gemahl. Er ist ein großer Verehrer von Meister Döhlers Kunst — wie er mir erzählte — und bedauert sein ungewisses Schicksal sehr.“

„Ich habe vorhin Gewissheit bekommen, Fräulein Maria.“

Frau Hermine richtete sich langsam auf. „Mein Mann lebt.“

Maria Barlen sah zu der jungen Frau empor, als zweifle sie, daß sie sie recht begriffen. So ruhig konnte man sein, nach Empfang einer solchen Nachricht? Das grenzte ja an ein Rätsel — ein unheimliches nahezu!

„Ich kann mich noch gar nicht wieder erholen von der Ueberraschung“, erklärte sie kopfschüttelnd. „Wie muß Ihnen da erst zumute gewesen sein, liebste Frau Döhler! Solch Uebermaß an Freude kann ein Menschenherz ja kaum ertragen — denkt man. Aber erzählen Sie, bitte, doch! Was schreibt Herr Döhler denn? Wo ist er? In Gefangenschaft natürlich wohl — doch gesund hoffentlich?“

„Gesund . . . ich weiß nichts Näheres bis jetzt.“ Frau Hermine übergoß es plötzlich siedendheiß. „Mein Mann ist in Konstanz eingetroffen — mit — mit anderen Austauschverwundeten“, schloß sie tonlos.

„Ach, du großer Gott! . . .“

Unwillkürlich war der Ausruf Maria Barlen entchlüpft. Jetzt erschraf sie vor dem entsetzten Ausdruck in dem bleichen Frauenantlitz. Ja, nun verstand sie. Hier mochte der Schmerz die Freude überwogen haben. Das erklärte die Startheit der Züge.

Sie dürfen sich gar nicht so schwere Gedanken darüber machen, liebste Frau Döhler“, versuchte Maria in warmherziger Anteilnahme zu trösten. „Bei Ihnen und unter Ihrer Liebe und Pflege wird Ihr Herr Gemahl schon wieder genesen — vor allem seelisch. Daran tranken sie ja alle am meisten, unsere armen Gefangenen. In der Heimat zu sein, bei ihren Lieben — darnach sehnen sie sich, oft wohl verzweiflungsvoll. Hier tragen sie denn auch ihre körperlichen Gebrechen leichter.“

Frau Hermine griff schwindelnd nach dem Fensterholz. — Daß sie sich auch noch mit keinem Gedanken die Bedeutung und Tragweite des Wortes „Austauschverwundete“ klargemacht! Jetzt zuckte es sie doppelt in seiner ganzen Traurigkeit. Sie schluchzte auf.

„Können Sie sich meinen Mann so vorstellen — als Krüppel — Fräulein Maria? . . .“ flüsterte sie angstvoll.

Das junge Gesicht unter der Schwesterhaube wurde bleicher. Es ist sehr schwer, liebste Frau Döhler — ich gebe es zu. — Ich sehe Ihren Gatten ja auch noch immer vor mir, in seiner ganzen Frische und Stattlichkeit, wie ich ihn zuletzt gesehen, auf dem Bahnhof in Berlin, als er ausrückte mit seinem Regiment. — Mein Verlobter war ja auch dabei. Fröhlich und gesund alle beide — und mein Heinz so zuversichtlich. Mir ist gar nicht einen Augenblick bange um ihn gewesen. — Und doch war's der letzte Blick, der letzte Händedruck, den wir miteinander tauschten. — Könnte ich noch einmal in seine guten Augen sehen — ach, was gäbe ich darum! Und käme er als Krüppel selbst — ohne Hände, ohne Füße — ich hab' ja die meine noch und könnte sie für ihn regeln. Und jeden Tag würd' ich meinem Schöpfer danken für die Gnade. . . . Das werden Sie auch noch tun, liebe Frau Döhler, glauben Sie nur, wenn Sie Ihren Mann erst hier haben! — Das Nichtwiederkommen — dieser Gedanke — der ist am schwersten zu fassen und zu ertragen. . . .“

Maria Barlen murmelte einen Abschiedsgruß und wandte sich eilig zum Gehen.

Sie schämte sich ihrer Tränen ganz gewiß nicht, aber sie mochte die andere durch ihre Betrübniß nicht noch verzagter machen. Darum ging sie.

Hermine Döhler sah der zierlichen Gestalt im dunklen Schwesterkleid wie geistesabwesend nach.

„ . . . Und käme er als Krüppel selbst — ohne Hände, ohne Füße . . .“ hatte jene nicht so gesagt? Und darüber sollte sie sich freuen? Ernst Joachim — ein Krüppel . . . Sie schloß die Augen und versuchte, ihn sich so vorzustellen. Es gelang ihr nicht. Da schloß sie endlich fröstelnd das Fenster.

In der folgenden Nacht hatte Frau Hermine Fieberträume. — Sie sah ihren Mann heimkehren in zerlumpten Kleidern und auf Krücken. Sie wunderte sich, daß er nicht einmal den Hut abnahm zur Begrüßung. Da sicherte er wie ein häßlicher Kobold und zeigte ihr seine Kopfbedeckung. Es war gar kein Hut, sondern eine große Sammelbüchse, und sie war bis zur Hälfte angefüllt mit schmutzigen Bettelspfennigen. Die andere Hälfte mußte sie nun beschaffen, sagte er ihr und als sie vor Scham weinte, hob er die Krücke und schlug nach ihr. Da floh sie in die Nacht hinaus, bis sie zu einem großen See kam. Sie suchte angstvoll nach einem Boot zur Überfahrt, denn sie hörte das Reuschen und Schellen ihres Verfolgers schon dicht hinter sich. Auf ihren Hilferuf hob sich ein Kopf aus dem Wasser, ein schöner Engelskopf mit sanften Augen und sah sie fragend an. Sie brachte ihre Bitte vor und der Engel lächelte gütig. „Dies ist der Tränensee“, sagte er, „und drüben liegt das Land, wo Glüd und Friede — des Himmelsvaters liebte Kinder — wohnen. Wer hinüber will, muß das Wasser mit den Händen ausschöpfen oder mutig hindurchschreiten. Sieh! Dein Mann versucht es schon, aber mit seinen Krücken kommt er schlecht vorwärts. Geh' und hilf ihm! . . .“

Frau Hermine erwachte mit wirrem Kopf und heftig klopfendem Herzen. Die Standuhr im Wohnzimmer nebenan verkündete gerade die dritte Morgenstunde. — Ein Weilschen sah Hermine aufrecht und sann in das Dunkel hinein, über ihren Traum nach. Aber ihre Gedanken verwirrten sich bald wieder, und sie sank müde in die Kissen zurück.

Blas und übernächig ging Hermine Döhler am nächsten Tage in ihren Räumen umher. Sie fühlte sich unlustig zu allem, und doch mußte sie zum Empfang des Heimkehrenden wenigstens einige festliche Vorbereitungen treffen. Bei diesen Vorbereitungen geriet sie dann schließlich doch in eine frohere Stimmung, eine Art Vorfreude, hinein.

Am Nachmittag schickte sie das Mädchen nach der Stadt, noch ein paar Lederbissen für den Abendbrottisch zu besorgen. Sie selbst ging zu einem Gärtner in der Nähe, um einige Schnittblumen für den Zimmerschmuck auszusuchen. Sie wählte viel und lange und entschloß sich endlich zu einem Blumentopf, einer dunkelroten Azalee, die über und über mit Blüten und Knospen bedeckt war und wie ein Feuerball glühte. — Maria Bartens Worte von den seelischen Leiden der deutschen Gefangenen in Feindesland fielen ihr dabei wieder ein. Vielleicht tat dieser Anblick Joachim's Herzen wohl.

Als Frau Hermine in ihre Straße einbog, sah sie einen Wagen vor ihrem Hause halten. Ein Rittmännchen überfiel sie. Konnte Joachim schon angelangt sein? Sie hatte mit seinem Kommen erst für den Abend gerechnet. Nun fand er die Wohnung verschlossen und niemand zum Empfang da.

Atemlos von dem Laufen und der Aufregung langte Frau Hermine vor ihrer Haustür an. Sie warf einen Blick in den Wagen. Er war leer. Im Hausflur trat ihr eine dunkle Gestalt entgegen. Das rote Kreuz auf weißem Grunde leuchtete im Halbdämmer. Eine bekannte Stimme grüßte sie herzlich.

„Schwester Ingeborg! — Und mein Mann? . . .“

Ihr Herz bemerkt wird mit bald nachfolgen, liebe Frau Döhler. Einige militärische Höflichkeiten waren noch zu erledigen. Aber geben Sie mir doch den Blumentopf!" unterbrach sie sich. "So — und den Schlüssel auch. Ich schließe auf. Sie zittern ja, Liebste! Der Schreck hat Ihre Nerven erschüttert. Kommen Sie nur und erholen sich erst. Ich bin ja doch hier zu Hause."

Schwester Ingeborg half Frau Hermine Pelz und Hut abnehmen und ging dann mit ihr in das Wohnzimmer. Den Blumentopf aber stellte sie still beiseite auf einen Nebentisch.

Frau Hermine's Augen folgten ihr unruhig.

"Schwester Ingeborg, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter!" bat sie nun mit erstickter Stimme. "Wie fanden Sie meinen Mann — was fehlt ihm?..."

"Ja, das will ich Ihnen nun auch alles erzählen, liebe Frau Döhler. — Danke! Ich nehme das Hockerchen hier und setze mich zu Ihnen. Dann kann ich doch Ihre liebe Hand halten — oh — wie kalt sie ist."

Schwester Ingeborg war weder jung noch hübsch. Wenn sie aber so gut und milde lächelte, wie jetzt die junge Frau, dann wurde das Herz warm.

Liebe Schwester... "Ja, Frau Hermine — das möchte ich Ihnen in dieser Stunde wirklich sein — eine Schwester. Sehen Sie, als ich das letzte Mal hier bei Ihnen saß, um Abschied zu nehmen und Sie mir Ihr Herz öffneten, da habe ich Sie lieb gewonnen. Auch in der Ferne haben meine Gedanken Sie noch oft mit Wärme und Sorge umfaßt. Ich mußte jetzt — vielleicht sogar klarer wie Sie selbst — woran Ihr junges Leben krankte. An unerfüllten Träumen. Ich darf Ihnen das doch als Schwester sagen, liebe Frau Hermine, — nicht wahr? — Nun, dann sollen Sie auch wissen, daß ich auf ein Heilmittel für Sie sann, und leins fand. Ich kannte wohl eins, ich brauchte ja nur in mein eigenes Leben zu blicken. — Die Erfüllung schwerer Pflichten — das ist's. Aber das wagte ich Ihnen nicht zu reichen. Noch nicht. Der Wunsch, uns aus unserer schönen Traumwelt loszulösen und uns einen Platz im Wirklichkeitsleben zu erringen, muß aus uns selbst kommen. Sonst werden wir leicht zur Maschine, und die Heilwirkung, die innere Beglückung, bleibt aus. — Inzwischen ist ja auch jede weitere Erwägung überflüssig geworden. Sie sind glücklicher daran, wie ich seinerzeit. Sie brauchen nicht außerhalb Ihres Hauses und nicht bei fremden Menschen Heilung suchen, Sie können sie nun in Ihren eigenen vier Wänden finden. Darum rief ich Ihnen ein „Glückauf!“ zu, als ich Ihnen die Wiedertehr Ihres Gatten ankündigte, Frau Hermine."



Oberst Froben, Chef des Kriegsaramts.

Die Erfüllung schwerer Pflichten — das ist's. Aber das wagte ich Ihnen nicht zu reichen. Noch nicht. Der Wunsch, uns aus unserer schönen Traumwelt loszulösen und uns einen Platz im Wirklichkeitsleben zu erringen, muß aus uns selbst kommen. Sonst werden wir leicht zur Maschine, und die Heilwirkung, die innere Beglückung, bleibt aus. — Inzwischen ist ja auch jede weitere Erwägung überflüssig geworden. Sie sind glücklicher daran, wie ich seinerzeit. Sie brauchen nicht außerhalb Ihres Hauses und nicht bei fremden Menschen Heilung suchen, Sie können sie nun in Ihren eigenen vier Wänden finden. Darum rief ich Ihnen ein „Glückauf!“ zu, als ich Ihnen die Wiedertehr Ihres Gatten ankündigte, Frau Hermine."

Ein sonderbarer Zufall war es," fuhr Schwester Ingeborg nach kurzer Pause fort, "daß gerade ich mit Herrn Döhler zusammentreffen mußte. Meine Erkundungen waren bis dahin alle erfolglos gewesen, soviel ich mich auch bemüht und die Listen der



Schwedische Rot-Kreuz-Schwester von dem schwedischen Lazarettsschiff „Neolus“.

(Mit Text.)

es wären diesmal Austauschverwundete aus einem afrikanischen Gefangenenlager dabei, die schreckliche Leiden hinter sich hatten. Der Zug kam und das übliche, geschäftige Bild entrollte sich. Nur, daß der Jammer und die Nahrung auf der einen Seite vielleicht noch tiefer war und auf der andern die Menschenliebe sich womöglich noch reger und herzlicher betätigte. — (Schluß folgt.)

Jugendfreunde.

Erzählung von Paul Blüth. (Nachdruck verboten.)

Sie waren Nachbarskinder, zusammen groß geworden und seit frühester Jugend schon eng befreundet. — Fritz, der ältere von beiden, war der einzige Sohn wohlhabender Leute. Schon früh verlor er die Eltern, kam zu Verwandten in Pension, die sich

um ihn aber herzlich wenig kümmerten, und so schloß er sich um so enger an den jugendlichen Freund Karl an. — Dieser hatte noch vier kleinere Geschwister und so kam es, daß im Haushalte seiner Eltern, obgleich diese nicht gerade arm waren, doch manchmal die Not ein wenig hineinblickte. Dadurch wurde Karl früh an den Ernst des Lebens gewöhnt, währenddem sein Freund Fritz niemals in der Jugend die graue Sorge kennen lernte.



Andreas Kettner aus Niedenburg. (Mit Text.)

So wuchsen beide Freunde heran. Waren ihre Charaktere von Geburt aus schon grundverschieden, so wurden sie es erst recht durch die Einwirkung all der Ereignisse, die ihre Jugendzeit mit Freude oder nachdenklichem Schmerz erfüllten.



Elefanten als Zugtiere in den Straßen Berlins.

Bei dem starken Schneefall wurden die Elefanten des Tierparks Hagenbeck als Zugtiere herangezogen.



Bei einer Fliegerabwehrabteilung:

Scheinwerfer einer Fliegerabwehrkanonenabteilung.



Vorhapparat, mit dem die Annäherungsrichtung feindlicher Flugzeuge festgestellt wird.



Das deutsche Konsulatsgebäude in Haifa in Kleinasien, das während des Krieges vollendet wurde.



Deutsche Feldgrane als Kameltreiter an der mazedonischen Front.



Major v. Meller, Kommandeur des Heimatluftschutes.